Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verficht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 8 (1913)
Heft: 7

Artikel: Von den Wölfen im Schafspelz, welche den Lämmlein nachstellen...
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-350656

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Alle Tage wurde berechnet, was das billigste sei, dieses eklige Geldabwägen, wenn man den Ueberfluß überall sieht. Da schämte ich mich fast, daß ich nichts verdiente. Nach einiger Zeit nahm ich wieder etwas an, alle Abende von 8—10¼ putzen, diese Arbeit wurde sehr gut bezahlt und ich ging Abend für Abend fort; mein Mann besorgt die Kinder, bringt sie zu Bett, dann ist er allein; 9 Monate ging ich, vor Müdigkeit konnte ich kaum stehen. Wenn ich heimkam, schlief mein Mann, wenn er aufstand und sich das Morgenessen richtete, schlief ich. Auf unser Drängen bekamen wir eine Aushilfe, so daß ich immer nach 14 Tagen eine Woche aussetzen kann, bin auch öfters krank und meine Müdigkeit steigert sich oft zur Raserei, so daß wir beschlossen, auch dieses aufzugeben. Es geht nicht mehr, wenn ich krank bin, haben wir gar nichts mehr. Den Monat Mai wollte ich noch fertig machen, da brach der Färberstreik aus, zum Glück habe ich noch nicht abgesagt. In jener Nacht schlief ich vor Aufregung gar nicht, ja, wenn mein Mann nur 35 Franken wöchentlich Lohn hätte, dann wollte ich nicht mehr verdienen, ganz wollte ich mich der Haushaltung und den Kindern widmen, alles sauber und ganz in Ordnung halten, denn abends könnten wir gemütlich beieinander sein, so machte ich in jener Nacht Pläne. Oder habe ich zu viel gemurrt, verliert mein Mann den Platz, daß ich erst recht verdienen muß? so stürmten meine Gedanken über mich her, bis ich endlich einschlief.

Seither sind Wochen verflossen, die Situation ist immer gleich. Wer hat Verständnis für das Volk? Eine Dame sagte einst zu mir, als ich ihr klagte: „Danken Sie Gott, daß Sie arbeiten können." Traurig ging ich weg. Verlangt Gott von mir, daß ich mich so aufreibe? Jede Fiber an mir sagt nein, diese Ueberbürdung kommt von den Menschen. Immer frage ich mich, ist das meine Pflicht, nein, tönt es in meinem Innern. Nun, dieser Streik, wie kommt er mir vor. Mein Mann klagte immer, im Geschäft können sie nie genug schinden, mit eisernem Druck hält man sie darnieder, ein Schnellzug, der bei rasender Geschwindigkeit entgleist, und das Unglück ist da.

Was will ich bezwecken mit diesem Schreiben, nur den Wunsch habe ich, ein wenig Verständnis für verdienende Frauen. Die Damen haben es nicht; es heißt höchstens, richtet euch ein usw., gerade wie mein Mädchen, als es zu mir sagte: „Mama, brauchst du 5 Franken in einer Woche?"; ja sagte ich, viel mehr. Entsetzt sah es mich an und antwortete: „Was, du brauchst so viel Geld!"

*

Müßten diese Anklagen nicht Steine erweichen? Unternehmerherzen sind härter wie Steine. Die bezwingt nur ein allmächtiger Wille, die zu tötlichem Schlage ausholende Tatze des gereizten, seiner Riesenkräfte sich bewußten Löwen — das kampfgerüstete Proletariat, sobald seine Zeit erfüllt sein wird.

———

Margret.

Der Stadtherr lockte mit schmeichelnder List:
„O schöne Margret, wie du töricht bist,
Hier auf den Liebsten zu warten.
Du und dein Kind, was leidet ihr Not?
Ich weiß für euch ein schöneres Brot
Und ein Plätzchen, verschwiegen im Garten.

Wie liegt dir das Blondhaar im Nacken schwer,
Du schöne Margret! Und gehst einher
In einem geflickten Kleide?
Komm mit! Ich zahle dir Gold voraus!
Ich führe dich in ein prächtiges Haus
Und hülle dich in Seide.

Komm mit! Ich bringe dich heimlich fort
Von hier, wo deine Schönheit verdorrt
Und seufzend stirbt im Dunkeln.
Ich biete ihr einen goldenen Tron;
Da locket Musik mit schmeichelndem Ton,
Und tausend Lichter funkeln . . ."

Margret hob den runden, braunen Arm
Und lachte: „Daß sich der Himmel erbarm'
Ob eurer teuflischen Seele!"
Und ernster wurde ihr Angesicht:
„Nein, Herr. Bemüht euch nur weiter nicht,
Wenn ich auf dem Trone fehle.

Mein Liebster ist wohl ein armer Mann,
Der Weib und Kind nicht ernähren kann,
Und die Jugend ist bald geschwunden.
Doch beugt den Rücken auch harte Pflicht:
Für Gold ist feil meine Liebe nicht,
Und träfen mich tausend Wunden!"

Sie küßte das Kind das im Arm ihr lag:
„Mein Liebster sagt: es kommt ein Tag,
Da wird es anders werden.
Dann stürzen die Sorgenmauern ein,
Und jeder kann seine Liebste frei'n
Und fröhlich leben auf Erden . . ."

Ernst Preczang.

———

Von den Wölfen im Schafspelz, welche den Lämmlein nachstellen . . . .

Der Wolf im Schafspelz ist eine uralte tragikomische Versinnbildlichung heuchlerischen Wesens. Schon die alten Griechen und Römer, die Germanen und Kelten liebten es, in phantastischen Tiergestalten menschliches Leben verkörpert sich zu denken. Der mittelalterliche Glaube an den Werwolf, die Verwandlung in Wolfsgestalt, ist noch heute besonders unter den slavischen Völkern lebendig. Der Wolf im Schafspelz aber geht in der Neuzeit nicht nur in bestimmten Gegenden und zur Nacht um, er erscheint bald da, bald dort, auch am hellichten Tage und fast möchte einen bedünken, diese Menschenspezies

wäre in der Gegenwart viel häufiger vertreten denn je.

Wer vermöchte übrigens zu leugnen, daß der Kapitalismus, die heutige Wirtschaftsordnung, nicht einen überaus günstigen Nährboden bildete für diese raublustigen Gesellen? Der Kapitalismus, der jeder Ausbeutung des Menschen durch den Menschen Vorschub leistet, ja sie sanktioniert, indem er sie zu seinem Lebensprinzip stempelte.

Durch diese Feststellung soll aber keineswegs versucht werden, das große Verdienst des Kapitales als Wegleiter höherer Kulturentwicklung der Menschheit zu schmälern. Begünstigt durch die gewaltigste Umwälzung, die industrielle Revolution, die mit der Erfindung der Maschine einsetzte, erfuhr die Produktion, die Erzeugung der Lebensgüter, gerade durch den Kapitalismus eine schier märchenhafte Ausdehnung.

Hatten, wie die materialistische Geschichtsauffassung lehrt, ökonomische Bedingungen, die anfänglich nur geringe Produktivität der Arbeit, die Klassenscheidung veranlaßt, die Spaltung der Gesellschaft in eine ausbeutende und eine ausgebeutete, so drängen heute wiederum ökonomische Bedingungen, die entfesselten, beinahe schrankenloser Entfaltung fähigen Produktivkräfte, nach Schaffung einer Gesellschaftsordnung, die jeden Klassenunterschied für immer aufhebt und alle Armut beseitigt. Schon heute besteht die Möglichkeit, vermittelst der gesellschaftlichen Produktion allen Gliedern der Menschheit eine sorgenlose Existenz zu sichern, ein Erdendasein, das sich mit jedem Tage reicher, inhaltsvoller zu gestalten vermöchte, ein Erdendasein, das durch die harmonische Ausbildung und Betätigung der körperlichen und geistigen Anlagen einen ungeahnt verfeinerten und veredelten Lebensgenuß ermöglichte.

Noch aber ist die Bringerin von Menschenglück und Menschenfreiheit, das moderne Proletariat, nicht zum Vollbewußtsein dieser seiner weltgeschichtlichen Mission und welterlösenden Tat gekommen. Noch hat der Rebellentrotz nicht alle Schichten der Arbeiterklasse erfaßt. Noch stehen große Scharen der Bejammernswertesten der Ausgebeuteten abseits: die nach vielen Millionen zählenden Frauen, Mütter und Kinder, welche die Hungerpeitsche hineintreibt ins Elendsjoch der Erwerbsarbeit. Vermag doch eine scheinbar belanglose Neuerung im maschinellen, im automatischen Betrieb, von heute auf morgen Scharen von Männern aus der Fabrik, aus der Werkstatt, auszuschalten und sie durch das zartere Geschlecht zu ersetzen.

Wohl hat die wachsende Macht der Arbeiterklasse der Kapitalistenwillkür einige Schranken errichtet. Die Arbeitszeit von fünfzehn, achtzehn und mehr Stunden, wie sie zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts allgemein üblich war, ist durch den auf gewerkschaftlichem und politischem Wege erzwungenen Arbeiterschutz herabgemindert worden auf elf, zehn, in einzelnen Berufen bis auf acht Stunden. Dort aber, wo das Proletariat noch in stumpfer Resignation dahin vegetiert, ohne Erkenntnis seiner wirtschaftlichen Lage, wo es das Mittel der organisierten Selbsthülfe noch nicht ergriffen, bleibt der skrupellosen Ausbeutung Tür und Tor geöffnet. Dort wird mit der Volkskraft erbärmlicher Wucher getrieben, in der demokratischen Schweiz gerade wie in den monarchischen Staaten.

Jüngst enthüllte eine tapfere Frau, Dr. Klara Wirth, die unsagbar traurigen Arbeits- und Lebensverhältnisse von Heimarbeitern, ihrer Frauen und Kinder, in der aargauischen Tabakindustrie. Die Regierung wagte bis zur Stunde kein Wort der Entgegnung. Sie gibt stillschweigend zu, daß sogar dreijährige Kinder bei der Leib und Seele vergiftenden Arbeit des Ausrippens der Tabakblätter verwendet werden. Wie könnte sie auch widerlegen wollen, was mit eigenen Augen untersucht und festgestellt worden!

Aber selbst der Kulturkanton Zürich birgt nicht minder beschämende Verhältnisse. Vom landschaftlich idyllischen Tößtal mit seinem ökonomisch verkümmerten Weber- und Spinnervolk gar nicht zu reden! Glanz und Pracht und tiefes Elend wohnen auch in der Großstadt Zürich eng beisammen!

Wer kennt sie nicht, die zierlich und geschmackvoll gekleideten, lebensfrischen und lebenshungrigen jungen Mädchen, die abends mit einem Herzen ungestillter Sehnsucht durch die Straßen der Stadt promenieren, die anmutigen Bureau- und Ladenfräulein, die Coiffeuses, die Schneiderinnen und Modistinnen? Wer einen Blick in ihr Leben wirft, dem krampft sich die Seele zusammen vor all dem Leid und Weh, das viele dieser zu Lust und Frohsinn geschaffenen Menschenkinder erdulden müssen.

Schon die zwei- und dreijährige Lehrzeit mit ihren Schikanen, ihrer gesetzwidrigen Ueberzeitarbeit und oft genug lieblosen Behandlung, fällt wie Rauhreif auf die sich dem Sonnenlicht entgegendrängenden Menschenknospen. Ist die Lehrzeit vorbei, dann beginnt in nicht seltenen Fällen erst das eigentliche Martyrium. Manche Prinzipale und Prinzipalinnen — greifen wir beispielsweise die Modistenbranche heraus — verleitet die unersättliche Profitsucht zu unehrenhaften, strafbaren Handlungen. Die vereinbarten Monatslöhne von dreißig, vierzig, sechzig, achtzig, hundert Franken, werden nach zwei- bis vierwöchentlicher Arbeitsleistung reduziert bis auf die Hälfte und noch weniger. So gehören Monatslöhne von — sage zehn und fünfzehn Franken für Modistinnen durchaus nicht zu den Ausnahmen.

Diesen heute noch nicht wehrhaften, weil in der Hauptzahl noch nicht organisierten Arbeiterinnen, nehmen sich in überquellendem Mitleid die „Stützen" unserer Gesellschaftsordnung an, mehr oder weniger angesehene Bourgeois mit und ohne Doktorhut. Gehüllt ins irreführende Unschuldsgewand, umkreisen diese Wölfe im Schafspelz die Lämmer und Lämmlein, um sie gegen zwanzig- und dreißigfränkigen „Liebes"lohn an sich zu locken und ihnen in frevlem Leichtsinnsspiel Frauenwürde und Frauenehre zu rauben.

Die demoralisierende Zersetzung im Bürgertum, in den „besseren" Kreisen muß schon weit gediehen sein, wenn — wie das jüngst in öffentlicher Versammlung geschah — Väter von jungen Mädchen, von Arbeiterinnen, Väter, die keine Sozialisten sind, auftraten als schonungslos kritisierende Ankläger der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Diese zu stürzen und umzuwandeln in die sozialistische, die aller Ausbeutung, der körperlichen und seelischen, dauernd ein Ende bereiten wird, ist das verheißungsvolle Ziel des sich von Jahr zu Jahr in immer größeren Massen enger zusammenschließenden Weltenproletariates.

Das Frauenstimmrecht vor dem Großen Rate im Kanton St. Gallen.

Also betitelt sich eine, soeben im Verlage der „Volksstimme" erschienene kleinere Broschüre, welche die Begründung der in der letzten Nummer der „Vorkämpferin" bekannt gegebenen Motion durch den Genossen Johannes Huber, Advokat in Rorschach, wiedergibt. Aus seiner prägnanten und überzeugenden Rede vom 27. Mai interessieren uns Arbeiterinnen namentlich die Ausführungen über das Frauenstimmrecht, die wir hier folgen lassen. Bekanntlich war mit dieser Forderung die Prüfung der Frage verknüpft, ob nicht das Stimmrecht der Niedergelassenen und Aufenthalter zu erweitern sei.

„Warum hat nur der Mann politisches Recht?" fragte Genosse Huber. „Wer die Antwort auf diese Frage sucht," führte er aus, „der findet sie, wenn er eine Landsgemeinde unserer Appenzeller Nachbarn besucht. Dort herrscht eine alte Sitte, die heute ihren Sinn verloren hat. Der Appenzeller geht bewehrt zur Landsgemeinde. Auch der Friedlichste gürtet an diesem Tage ein Schwert um seine Lenden. In diesem Schwert kommt der geschichtliche Ursprung der politischen Rechte zum Ausdruck. Stimm- und wahlfähig war der Wehrfähige. Die politischen Rechte waren ein Correlat zu kriegerischen Pflichten. Das galt aber nicht bloß zu ungunsten der Frau, das schied auch die Männer. Aus dieser Anschauung wuchs der bevorrechtete Adel, die Kaste der Krieger.

Jene Anschauung haben wir überwunden, soweit es sich um die politischen Rechte des Mannes handelt. Auch der vom Militärdienst Befreite, auch der Untaugliche ist ein vollberechtigter Bürger. Aber die Entwicklung hat vergessen, die Konsequenz zugunsten der Frau zu ziehen, wenigstens bei uns. Wir sind überzeugt, daß diese Konsequenz in absehbarer Zeit gezogen werden wird. Daß heute schon die Idee der politischen Gleichberechtigung der Frau im Kanton St. Gallen ihre Realisierung finden werde, von dieser Illusion sind wir frei. Aber wir glauben, es sei an der Zeit, diesen Gedanken auch an dieser Stelle ernstlich zu prüfen. Grundsätzlich und vorbehaltlos hat sich bis heute nur die sozialdemokratische Partei für diesen Gedanken ausgesprochen und ihn zu einem Bestandteil ihres Programms gemacht. Mit Genugtuung dürfen wir aber konstatieren, daß auch keine einzige bürgerliche Partei ihn grundsätzlich verwirft. In allen Lagern besitzt das Wahl- und Stimmrecht der Frau heute seine Freunde und Vertreter, trotz der vielen Einwendungen, die noch dagegen erhoben werden.

Der landläufige Einwurf lautet: Die Frau gehört ins Haus. Darf er ernstlich noch erhoben werden? Gehen wir zu den Kaufleuten, besuchen wir die Werkstätten und Fabriken, die Schulen und Universitäten. Ueberall finden wir die außer dem Hause erwerbstätige Frau. Sie arbeitet in der Fron der niedrigsten, beschwerlichsten, schlechtest entlöhnten Arbeit, sie fehlt nicht in den freien Berufen. In den Schächten der Bergwerke setzt sie ihr Leben aufs Spiel, auf Bauplätzen schleppt sie Lasten, in der Textilindustrie ist ihre Arbeitskraft gesucht.

Das gilt nicht etwa nur für das Ausland oder andere Kantone. Der Kanton St. Gallen bildet keineswegs eine Ausnahme. Im Gegenteil. Nach der Gewerbezählung von 1905 zählte unser Kanton in Industrie, Handel und Verkehr bei 108,500 männlichen fast 45,000 weibliche Arbeiter, nicht eingerechnet die große Zahl der Heimarbeiterinnen und die rund 16,400 in der Landwirtschaft tätigen Frauen. Die Stadt St. Gallen weist allein über 9000 erwerbstätige Frauen auf. In den letzten acht Jahren haben wir eine weitgehende Zunahme der Frauenarbeit zu konstatieren, sodaß im Kanton St. Gallen die Frauen heute sicher mindestens einen Drittel aller Erwerbstätigen ausmachen.

Diese Entwicklung läßt sich nicht mehr aufhalten, sie wird im Gegenteil noch weitere Fortschritte machen. Sie ist nicht von der Frau zu verantworten, sondern von uns Männern, den Inhabern der politischen Rechte. Wir, die Männer, haben es zugelassen, daß der Herd des Arbeiters verödete, daß die Frau und Mutter gezwungen wurde, den kargen Lohn des Mannes durch ihre Arbeit zu ergänzen. Die von uns zu verantwortende Gesetzgebung hat es geduldet und duldet es heute noch, daß Tausende von Mädchen und Frauen allen Gefahren moderner Industrie ausgesetzt werden, daß sie ihre und künftiger Generationen Gesundheit gefährden, schädigen, zerstören. Es gibt Industrien, die mehr als 50 Prozent der werdenden Keime zerstören, kaum daß sie begonnen, im Schoß der Mutter sich zu regen. Vor diesen Tatsachen wird das Wort, „die Frau gehört ins Haus" zur leeren Phrase, ja zum blutigen Hohn. Eine Gesellschaft, die schonungslos die Frauenkraft ausbeutet, hat nicht das Recht, politische Rechte zu versagen, angeblich aus Schonung der Frau.

Aber, erwidert ein Anderer: die Frau paßt nicht in das öffentliche Leben, ihr fehlt das politische Verständnis, der Sinn für die großen Ideen des Staats- und Völkerlebens. Steckt nicht in dieser Einrede vielleicht ein kleines Stück männlichen Eigendünkels, des gleichen Dünkels, der den politischen Machthaber immer die politische Befähigung des Rechtlosen be-